

Leseprobe

Christoph Hein
Das Narrenschiff

Suhrkamp Verlag, Berlin 2025
ISBN 978-3-518-43226-6

S. 20-45



3.

Eine Flucht

Im vorletzten Kriegsjahr wollte Jonathan Schwarz mit Jakob Silbergstein Berlin unbemerkt verlassen und eine Flucht über die Berge antreten. Sie hatten verabredet, zusammen über den voralpinen Schiener Berg zu klettern, um dann bis Stein am Rhein zu gelangen. Es war geplant, mit Bahn und Bus bis Izning zu fahren, dort die Nacht abzuwarten und um vier Uhr in der Früh loszumarschieren. Dann könnten sie noch vor Sonnenaufgang die Grenze passieren, die um diese Uhrzeit und in dieser Jahreszeit, wie sie vermuteten oder vielmehr hofften, weniger kontrolliert wurde, und würden in der Morgendämmerung die Burg Hohenklingen erreichen und eine Stunde später die Rheinbrücke vor Stein am Rhein überqueren können.

Jonathan Schwarz und Jakob Silbergstein waren Arbeitskollegen im Ingenieurbüro Friedhelm Walter. Jonathan arbeitete in der Abteilung Turbopumpen für Flüssigkeitsrakentriebwerke, während Jakob im gleichen Unternehmen in dem Ressort für den Ausbau und die Vervollständigung elektromechanischer Raketenrelais beschäftigt war. Das gesamte Ingenieurbüro von Friedhelm Walter galt bereits in Friedenszeiten als unentbehrlich und wurde drei Monate nach Kriegsbeginn vom Reichskriegsministerium als *kriegswichtig* eingestuft, so dass auch die sechs dort beschäftigten Personen, die keinen Nachweis einer arischen Abstammung vorlegen konnten, nicht entlassen wurden, sondern als unersetzliche Fachkräfte vor einer fristlosen Aufkündigung ihres Arbeitsvertrags sowie jeglicher Verfolgung durch staatliche Beamte oder Parteiorganisationen geschützt waren.

Drei Jahre später jedoch erschienen die Ingenieure Goldberg und Zuckermann nicht mehr in der Firma. Nach zwei Tagen schickte der Bürochef eine Hilfskraft zu ihren Wohnungen, und diese konnte von Wohnungsnachbarn erfahren, dass beide Angestellten am Dienstagmorgen von Polizisten in ihren Wohnungen festgenommen worden waren.

Friedhelm Walter fuhr daraufhin persönlich zum Polizeipräsidium, um sich nach seinen für ihn unersetzbaren Ingenieuren zu erkundigen. Man teilte ihm mit, beide Männer sowie die Ehefrau des älteren seien im Rahmen einer Amtshilfe für das SS-Kommandoamt festgenommen und den Beauftragten der Schutzstaffel übergeben worden. Über den weiteren Verbleib der drei Verhafteten sei das Präsidium nicht unterrichtet.

Walter fuhr in seine Firma zurück, ließ sich von der Sekretärin die amtlichen Bescheinigungen aushändigen, wonach sein Ingenieurbüro und seine Angestellten als *kriegswichtig* klassifiziert waren, und legte diese Papiere des Reichskriegsministeriums im Kommandoamt der Neunten SS-Panzer-Division »Hohenstaufen« vor, die in seinem Stadtbezirk residierte und das Polizeipräsidium um Amtshilfe ersucht hatte. Er bat den Untersturmführer, seine beiden überaus qualifizierten Mitarbeiter freizulassen, da anderenfalls die Weiterentwicklung und Produktion der Raketenbrennkammern gefährdet sei, was eine nicht zu verantwortende Schädigung der Luftwaffe bedeute.

Der Sturmführer las die Schreiben, die vom General der Technischen Truppen unterzeichnet waren, und ging mit ihnen, nachdem er kurz angeklopft hatte, in das Nebenzimmer. Friedhelm Walter hörte kurz darauf ein höhnisches Lachen. Der Sturmführer erschien wieder, winkte mit dem Zeigefinger Walter zu sich und teilte ihm mit, die Festnahme dieser beiden Subjekte sei weisungsgemäß erfolgt. Der Standartenführer

handele auf Grund einer Anordnung des Reichsführers SS, wozu nach Artfremde in keiner kriegswichtigen Produktion zu beschäftigen seien, um Sabotage zu verhindern. Mit dem Wisch vom Reichskriegsministerium, lasse ihm der Standartenführer ausrichten, möge er sich den Arsch wischen. Er könne aber mit diesem Wisch auch beim Reichsführer SS erscheinen, um sich höchstpersönlich für seine Juden einzusetzen.

Friedhelm Walter rief nach seiner Rückkehr die Leiter der Entwicklungsabteilungen ins Konferenzzimmer, um ihnen mitzuteilen, dass ihre Kollegen Goldberg und Zuckermann verhaftet worden waren und nicht mehr in seiner Firma arbeiten könnten. Diese beiden Herren müssten umgehend ersetzt werden, was in Kriegszeiten allerdings nahezu unmöglich sei.

Die Herren vom SS-Kommandoamt interessiere ausschließlich die arische Herkunft seiner Mitarbeiter, über ihre erforderliche fachliche Qualifikation könne man mit ihnen nicht reden, allerdings werde er selbst, seine Firma und alle Mitarbeiter mit ärgsten Konsequenzen zu rechnen haben, falls die Reglermodelle für die Raketenbrennkammern nicht in der vereinbarten Zeit und in der erforderlichen Qualität geliefert werden. Im Kommandoamt habe man sogar von der Möglichkeit kriegswichtiger Enteignungen gesprochen.

Walter teilte seinen Angestellten mit, dass er keine Chance habe, über Nacht einen Chemiker und einen Physiker zu rekrutieren, die das erforderliche Fachwissen von Goldberg und Zuckermann hätten und ihre Arbeit umgehend übernehmen könnten. Er würde sich persönlich im ganzen Reich um Fachkräfte bemühen, die jedoch, auch wenn seine Bemühungen erfolgreich sein sollten, eine Einarbeitungszeit benötigten, eine Zeit, die seine Firma nicht habe. Vorläufig müsse er die Arbeit von Goldberg und Zuckermann auf alle Anwesenden verteilen.

Dieses werde nicht ohne Überstunden möglich sein. Er werde daher mit ihnen zusammen und noch in dieser Stunde einen Ersatzplan für die nächsten drei Wochen aufstellen.

»Wir sind im Krieg, meine Herren«, sagte er, »und das Ingenieurbüro Friedhelm Walter ist kriegswichtig. Das erbringt uns einige Privilegien, wie das Kommandoamt mir erklärte, könnte uns jedoch, wenn wir versagen, wenn unsere Triebwerke oder Raketenrelais nicht perfekt und störungsfrei arbeiten oder wir nicht termingerecht liefern, vor ein Kriegsgericht bringen. Sowohl mich wie auch Sie.«

In seiner Firma wussten noch am gleichen Tag alle, was mit Goldberg und Zuckermann passiert war, und alle ahnten auch, warum die beiden vom SS-Kommandoamt festgenommen worden waren.

In der Mittagspause setzte sich Jonathan Schwarz zu Jakob Silberstein, um sich mit ihm zu beraten. Beiden war klar, dass man sie jederzeit gleichfalls verhaften und in ein Lager verbringen könnte.

»Jederzeit, verstehst du«, meinte Jakob, »wir hatten bisher Glück, aber wir stehen auf einer ihrer Listen. Und *kriegswichtig*, das gilt offenbar nicht mehr, jedenfalls nicht für Leute wie dich und mich.«

Jonathan nickte.

»Das heißt, wir sollten verschwinden. Wir müssen verschwinden. Unverzüglich. Sofort. Wir sollten versuchen, über die Grenze zu gehen. Und zwar heute noch, Jonathan. Morgen ist es vielleicht zu spät.«

»Über welche Grenze?«

»Wir gehen in die Schweiz. Ein anderes Land gibt es für uns nicht.«

»Und wie?«

»Über die Berge, über die Alpen. Je schwieriger der Weg ist, umso sicherer ist er.«

Sein Arbeitskollege schlug vor, über die Voralpen zu klettern, wo seinen Erfahrungen nach in dem unwirtlichen und schwer begehbaren Gelände weniger Beamte an der Grenze zur Schweiz eingesetzt seien.

Er war ein erfahrener Bergsteiger und behauptete, er kenne die Alpen wie seine Westentasche. Er sei das gesamte Gebirgsmassiv von allen Seiten aus aufgestiegen. Der Schiener Berg sei voralpin, meinte er, böte also für einen Bergsteiger keine Probleme, sei vielmehr eher langweilig. Mit gutem Schuhwerk könne man das Gebiet rasch durchqueren, geradezu durchheilen, um in die Schweiz zu gelangen. Möglich wäre es auch, von Öhningen aus über den See zu schwimmen, sagte er, oder von Allensbach über Reichenau die Grenze zu queren. Da habe man jedoch durch den Gnadensee zu schwimmen, das seien zwei Kilometer Wasser, was zu schaffen sei, allerdings ohne jedes Gepäck oder nur mit einem wasserdichten Rucksack. Er sei Bergwanderer, er ziehe die Felsen dem Wasser vor, und der Schiener Berg sei auch einem Frischling am Berg wie Jonathan zuzumuten.

Sie verabredeten sich für den Zug nach Frankfurt, der zwanzig Minuten nach sechs abfahren würde.

»Pack nur das Nötigste ein. Geld und Ausweise. Und nur ein Rucksack, denn wir müssen klettern. Und noch eins, sag deinem Mädels, sie soll mit dem Baby irgendwo untertauchen. Bei Verwandten auf einem Dorf oder sonst wo. Da, wo sie sicher ist. Sie selbst ist nicht gefährdet, aber eure kleine Tochter.«

Eine Stunde nach dem Mittagessen und der Verabredung mit Jakob Silbergstein musste sich Jonathan erbrechen. Die beängstigende Vorstellung von seiner eigenen Gefährdung und der Gedanke, sich von seiner Frau Yvonne und der kleinen

Tochter Kathinka trennen zu müssen – sie hatten ihre Tochter nach Kathinka Goethe benannt, dem vierten Kind des von ihnen verehrten Schriftstellers –, war ihm so unerträglich, dass plötzlich konvulsivische Zuckungen seinen Körper durchliefen. Die Kollegen in der Firma bemerkten seinen Krampfanfall, sahen die Zuckungen seiner Arme und Beine und den seltsam starren Blick. Der Leiter seiner Arbeitsgruppe entschied, dass er sich umgehend bei einem Arzt vorstellen müsse, und ließ ihn von einem Firmenwagen nach Hause bringen.

In seiner kleinen Wohnung begrüßte ihn Yvonne, die verwundert nach dem Grund seines frühen Feierabends fragte. Er berichtete, was er von der Verhaftung seiner beiden Kollegen erfahren hatte, und erzählte ihr dann von dem Plan, den er mit seinem Kollegen Jakob besprochen hatte.

»Und du willst noch heute Abend verschwinden? Aber was soll ich machen? Allein mit unserem Baby?«

»Du bist wahrscheinlich nicht gefährdet, aber unsere Kathinka, falls die Behörde herausbekommt, dass ich der Vater bin. Du solltest verschwinden. Vielleicht kannst du mit dem Baby bei deinen Großeltern untertauchen.«

Yvonne Lebinski und Jonathan Schwarz waren nicht verheiratet. Eine eheliche Verbindung untersagten die Verordnungen des Dritten Reiches. Die Nürnberger Rassegesetze verboten eine Ehe zwischen Juden und Nichtjuden, und um das deutsche Blut reinzuhalten, wie es im Ariergesetz hieß, wurde auch ein außerehelicher Geschlechtsverkehr als Rassenschande bezeichnet und mit Gefängnis und Zuchthaus bedroht, und daher hatte Yvonne auf dem Standesamt den Namen des Vaters verschwiegen. Verlegen und hochrot hatte sie der Standesbeamtin gesagt, sie kenne lediglich den Vornamen des Kindsvaters, was

ihr ein verächtliches Kopfschütteln der Frau einbrachte. Da sie angab, der Kindsvater habe ihr erklärt, er sei, wie seine Uniform ausweise, Feldwebel im Luftgau-Kommando Rostow, wurde daraufhin von der Beamtin eine arische Abstammung der kleinen Kathinka amtlich vermerkt.

Mit Yvones Hilfe packte Jonathan seinen Rucksack und zog sich für die Flucht um. Da er bergiges Land zu durchqueren hatte, wählte er robuste Kleidung und ein Paar Schuhe, die ihm für eine Flucht über die Berge geeignet schienen. Eine halbe Stunde lang setzte er sich in den Sessel, Yvonne und sein Baby auf dem Schoß, und tränenreich nahmen sie Abschied.

»Sei tapfer, Liebste, du musst für unsere Kathinka sorgen.«

»Natürlich. Und wann werden wir uns wiedersehen?«

»Bald, Yvonne, sehr bald. Der Krieg ist bald zu Ende, die Alliierten sind auf dem Vormarsch. Bald ist Hitler besiegt, und wir können uns sehen, zusammenleben, heiraten.«

»Sei vorsichtig, Jonathan.«

»In meinen Rucksack habe ich viel Vorsicht gepackt, einen ganzen Zentner.«

Zum Bahnhof ging er allein, ihre Begleitung in der Öffentlichkeit konnte sie selbst wie ihn gefährden. Seine letzten Worte waren die mehrfach wiederholte Bitte, sich und ihre Tochter in Sicherheit zu bringen.

Das war das Letzte, was Yvonne von Jonathan gesehen und gehört hatte. Wo er verblieben war, in einem Gefängnis oder Lager, und ob er überhaupt noch am Leben war, wurde nie aufgeklärt. Weder seine Frau noch seine Eltern hörten je wieder etwas von ihm oder über ihn.

Jakub war wenige Tage später zurückgekommen und hatte seine Tätigkeit im Ingenieurbüro Friedhelm Walter wieder aufgenommen. Seinem Chef und den Kollegen erzählte er von

einer heftigen Lebensmittelvergiftung, die es ihm unmöglich gemacht habe, in den letzten drei Tagen in der Firma anzurufen. Er konnte noch fünf Monate an den Raketenrelais arbeiten, bevor er trotz *Kriegswichtigkeit* in ein Arbeitslager bei Berlin verbracht wurde.

Yvonne hatte er nach seinem offensichtlich missglückten Fluchtversuch nur wenig über Jonathans Verbleib und Schicksal zu sagen. Sie hätten sich einen Kilometer vor der Grenze getrennt, da er, Jakob, von einer Grenzkontrolle aufgegriffen worden sei, während sich Jonathan in diesem Moment hinter einen Busch gehockt hatte, um eine Notdurft zu verrichten, und dadurch der Aufmerksamkeit der Grenzer und seiner Festnahme entgehen konnte. Ihn, Jakob, habe man zum Revier mitgenommen, ihn dort stundenlang befragt, sein Gepäck und seine Taschen durchsucht und ihn schließlich nach Berlin zurückgeschickt.

Er vermute, sagte er zu Yvonne, Jonathan sei unbemerkt über die Grenze gekommen, denn auf dem Revier der Grenzpolizei habe er nichts von einer Festnahme einer weiteren Person gehört.

Jonathans Eltern – seine Mutter Chana Schwarz war Augenärztin, der Vater Rubin Schwarz ein weltweit gerühmter Kenner der aramäischen Sprache sowie von dreizehn neuaramäischen Sprachen mit einem Lehrstuhl für Judaistik in London – beschlossen wenige Wochen nach der Ernennung von Adolf Hitler zum deutschen Reichskanzler, nicht mehr in ihre deutsche Heimat zurückzukehren. Sie hatten Jonathan, ihren einzigen Sohn, gebeten, nach seinem Physikstudium in Berlin und der erfolgreichen Promotion Deutschland zu verlassen und zu ihnen überzusiedeln. Sein Vater hatte für ihn bereits eine Stelle am IOP, der *Physical Society of London*, in Aussicht

und eine hochdotierte Anstellung bei *Vickers-Armstrongs Ltd.* gefunden, dem wohl bedeutendsten britischen Maschinenbaukonzern, doch ihr Sohn lehnte ab. Jonathan hatte Yvonne kennengelernt und wollte daher in Berlin bleiben, zumal seine Arbeit im Ingenieurbüro vom Firmenchef Friedhelm Walter überaus geschätzt und sehr gut honoriert wurde und er selbst als *kriegswichtiger* Ingenieur vor jeglicher Verfolgung sicher war.

Ein Zusammenleben jedoch war für Yvonne und Jonathan schwierig und fast unmöglich. So blieben sie beide in ihren Wohnungen, Yvonne bei ihren Eltern, wo sie ein Zimmer für sich hatte, und Jonathan in einer winzigen Wohnung im vierten Stock in der Bismarckstraße.

In den folgenden fünf Monaten wurde Yvonne von einer Nachbarin zweimal denunziert, die auf der Polizeidienststelle des Stadtbezirks einen Fall von Rassenschande vermeldete. Die daraufhin erfolgenden Hausdurchsuchungen der Wohnung ihrer Eltern erbrachten jedoch keinen Nachweis für die Anzeige.

Bei der zweiten Durchsuchung war Yvonne Vater in der Wohnung, ein leitender Ingenieur der Berliner *Bergmann-Elektricitäts-Werke*, der gegen den Polizeieinsatz heftig protestierte. Er erklärte den Beamten, dass der Kindsvater, ein Offizier des Luftgau-Kommandos, eine so schwerwiegende Beschuldigung, die in ihrer Ungeheuerlichkeit die gesamte deutsche Wehrmacht verunglimpfe, nicht schweigend hinnehmen werde. Das selbstbewusste und einschüchternde Auftreten des Ingenieurs und seine Drohung beunruhigten die beiden jungen Polizeibeamten. Sie brachen umgehend die Durchsuchung ab und verwarnen stattdessen die Nachbarin, jene ältere Frau, die Yvonne angezeigt hatte.

Eine Woche nach der Flucht von Jonathan verließ Yvonne mit dem Baby die Wohnung der Eltern. Ihr Vater hatte eine

Parzelle in unmittelbarer Nähe der Gartenkolonie *Eintracht Orania* von einem Arbeitskollegen kaufen können, die Hälfte einer Streuobstwiese mit einem kleinen, einstöckigen Haus. Das Häuschen – ihr Palazzo, wie ihr Vater es nannte – hatte zwei Zimmer, eine winzige Küche und eine Toilette mit einem Badetrog und einem runden Ofen. Das Haus war an das Strom- und Wassernetz angeschlossen und daher uneingeschränkt bewohnbar. Da auf den Parzellen in der benachbarten Kleingartenanlage in Oranienburg nur einfache Holzhütten standen, in denen nicht übernachtet werden durfte, und die Pächter des Vereins *Eintracht Orania* im Spätherbst ihre Gartengrundstücke auch tagsüber nicht mehr aufsuchten – sie würden erst im Frühjahr zurückkehren –, war Yvonne zuversichtlich, dass sie in ihrer neuen Unterkunft im kommenden halben Jahr nicht bemerkt werden würde und sich vor allzu neugierigen und verleumderischen Nachbarn verbergen könne.

Sie hoffte noch immer, bald eine Nachricht von Jonathan zu erhalten, doch der Briefverkehr mit dem Ausland war erschwert und wurde genauestens überwacht. Beunruhigend für sie waren die Briefe ihrer Schwiegermutter in spe.

Ihr Schwiegervater, der berühmte Judaist, hatte sich nach einer Berufung an die Yale University in New Haven von seiner Frau scheiden lassen und war in die Vereinigten Staaten ausgewandert. Sie selbst blieb in London und arbeitete weiterhin im ehemaligen *Moorfields Eye Hospital*, das heute *Royal London Ophthalmic Hospital* hieß, in dem sie und ihre Kollegen jedoch nur eingeschränkt praktizieren konnten, da das Gebäude bei der Bombardierung Londons teilweise zerstört worden war.

Jonathans Mutter hatte einen regen Briefverkehr mit der Mutter ihrer Enkeltochter. Sie hatte weder ihre Schwiegertochter noch die kleine Kathinka bisher sehen können und besaß

lediglich Fotos von beiden. Ihre Briefe waren stets mehrere Wochen unterwegs, denn da Großbritannien mit Deutschland im Krieg war und sie zudem Yvonne und die Enkelin nicht in Verbindung mit einer exilierten Jüdin bringen wollte, schickte sie ihre Post über eine norwegische Freundin an Yvonne.

Chana Schwarz teilte der Lebensgefährtin ihres Sohnes mit, dass all ihre Bemühungen, in Palästina etwas über Jonathan zu erfahren, fruchtlos geblieben waren. Sowohl ihr geschiedener Mann wie auch Freunde von der *Jewish Agency*, der das Völkerbund-Mandat für die Vertretung der Juden in Palästina erteilt worden war, konnten nirgends eine Spur des jungen Mannes auffinden. Nach vier Monaten war Jonathans Mutter sich gewiss, dass ihr Sohn bei der Flucht aus Deutschland umgebracht oder in eins der deutschen Konzentrationslager verbracht worden sei. Sie war überzeugt, dass Jakob Silbergstein, jener Kollege ihres Sohnes, der mit ihm hatte fliehen wollen und nach dem misslungenen Versuch unbeschadet in das Ingenieurbüro Walter zurückkehren durfte, Jonathan verraten habe. Sie war sich sicher, dass er sich die freie Rückkehr erkaufte, indem er ihren Sohn denunzierte hatte. Es gab nicht den geringsten Hinweis für diese Verdächtigung, zumal Silbergstein wenige Monate nach seiner Rückkehr in ein Arbeitslager verbracht wurde, aber es gelang der Mutter, auch Yvonne davon zu überzeugen, dass Jonathan von seinem Arbeitskollegen verraten worden war.

Kampf um ein Kind

Nach Kriegsende wurde Jonathan Schwarz auf Betreiben seiner Mutter für tot erklärt, was Yvonne missbilligte und empörte, da sie weiterhin hoffte, ihr Lebensgefährte und Vater ihrer Tochter sei noch am Leben und würde eines Tages bei ihr und Kathinka auftauchen.

Im Dezember neunzehnhundertfünfundvierzig reiste Jonathans Mutter erstmals wieder nach Berlin, um ihr Enkelkind und dessen Mutter kennenzulernen.

Die Begegnungen der beiden Frauen endeten eine Woche nach ihrer Ankunft in der bombardierten Stadt mit Beschimpfungen und Beleidigungen. Yvonne hatte die Großmutter ihrer Tochter herzlich empfangen, die ihrerseits Jonathans Freundin sehr aufmerksam und etwas misstrauisch betrachtete. Sie widmete sich dann ganz dem kleinen Mädchen, das seine Großmutter mit großen Augen und ebenso großer Zurückhaltung ansah. Das Streicheln und die ständigen Umarmungen der alten Frau, dazu ihre wiederholte Aufforderung, sie als Oma anzureden, waren dem Kind unangenehm.

Am zweiten Tag ihres Besuches unterbreitete Jonathans Mutter Yvonne den Vorschlag, die kleine Kathinka zu sich nach London zu holen. Sie habe dort eine große Wohnung mit vier Zimmern und einem Bad und könne die Kleine bestens versorgen. Sie würde auch eine Nanny für das Kind bezahlen, eine Kinderfrau, die das Mädchen betreuen würde, wenn sie selbst im Krankenhaus zu arbeiten hatte. Yvonne habe nur eine Ein-Zimmer-Wohnung, eine Situation, die sich in dem schwer bombardierten Berlin auf Jahre nicht ändern würde,

zudem sie als einfache Bürohilfskraft in der Stadtverwaltung Mühe haben werde, allen finanziellen Verpflichtungen nachzukommen.

Yvonne war empört und wies diese Idee als unverschämt und bössartig zurück, doch Jonathans Mutter sprach nun bei jedem weiteren Besuch über ihren Wunsch, die Enkelin mit sich zu nehmen. Sie sagte, Kathinka sei das Einzige, was sie noch von ihrem Sohn auf der Welt habe, während Yvonne jung genug sei, um sich noch mehrere Kinder anzuschaffen. Die beiden Frauen beschimpften sich so heftig, dass das kleine Mädchen in Tränen ausbrach und sich vor der Großmutter fürchtete und nicht mehr von ihr berühren ließ.

Nach einem weiteren Besuch von Jonathans Mutter brachte Yvonne ihre Tochter zu einer Freundin, die ein gleichaltriges Kind hatte. Der Großmutter gegenüber erklärte sie, ihre Tochter sei von einem Kinderhilfswerk zu einem Erholungsurlaub in ein Heim in den Alpen eingeladen worden, was schon vor Monaten vereinbart worden sei.

Yvonne hatte Angst vor einer Entführung, wusste sie doch nicht, wie sie sich gegen die beruflich erfolgreiche Großmutter durchsetzen könne, auch war ihr die rechtliche Situation unklar. Ihre Stadt war in vier Besatzungszonen aufgeteilt worden, doch die drei westlichen Siegermächte einerseits und die Sowjetunion andererseits, einst vereint im Kampf gegen das Dritte Reich, beschuldigten sich inzwischen gegenseitig schwerer Verstöße gegen das Völkerrecht und sprachen von Menschenrechtsverletzungen auf der jeweils anderen Seite.

Da Yvonne im sowjetisch besetzten Teil Berlins lebte, befürchtete sie, dass – falls ihre Tochter nach London oder gar nach Palästina entführt werden würde – Großbritannien eine Rückführung ihrer Tochter verhindern würde. Sie ließ deshalb

Kathinka nicht mehr allein hinausgehen und begleitete sie auch zum Spielplatz, zumal ihrer Tochter dort Wochen zuvor ein neu gekaufter roter Wintermantel gestohlen worden war.

An jenem Tag hatte sie die Tochter zum Spielplatz gebracht und ihr eingeschärft, keinesfalls den Platz zu verlassen. Sie würde nur rasch etwas einkaufen und sie dann abholen. Als sie nach einer halben Stunde zu Kathinka zurückkehrte, saß ihre Tochter heulend und ohne den neuen Mantel auf der Umrandung des Sandkastens. Yvonne verstand nur so viel: Eine Frau hatte Kathinka den Mantel weggenommen und war damit weggelaufen.

»Hat das denn keiner gesehen?«

»Doch. Alle haben es gesehen, aber keiner hat mir geholfen.«

»Diese Schweine. Diese verfluchten Nazischweine«, schrie ihre Mutter auf, »der Mantel war teuer genug. Wovon soll ich dir denn einen neuen kaufen? Ich werde den alten ausbessern, anders geht es nicht.«

In den wenigen Besuchstagen verzankten sich Yvonne und Jonathans Mutter so grundsätzlich, dass beide keinen einzigen Versuch mehr machten, sich zu versöhnen oder wiederzusehen. Yvonne bemühte sich vielmehr, nach der Abreise ihrer Schwiegermutter eine neue Unterkunft zu finden, ihre Wohnung zu tauschen, um in einem anderen Stadtbezirk zu leben mit einer Adresse, die Jonathans Mutter nicht kannte, um damit einen erneuten Besuch der verhassten Frau auszuschließen.

Ein unlustiger Mann

Yvonne hatte zwei Jahre nach dem Krieg den aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrten Johannes Goretzka kennengelernt, einen Krüppel, dessen rechtes Bein durch Wundbrand zerstört und der als Fahnenjunker-Feldwebel zwei Jahre vor Kriegsende in das Lager Workuta im Norden der Autonomen Sowjetrepublik der Komi verbracht worden war.

Da er sich durch seine Beinverletzung für die erforderlichen Schacharbeiten als untauglich erwies, wurde er bereits nach vier Monaten in ein Sammellager für deutsche Kriegskrüppel überstellt. In diesem Lager fiel er deutschen Emigranten auf, die der russischen Lagerleitung bei der Registrierung und den Verhören behilflich waren. Anders als fast alle anderen Kriegsgefangenen las Johannes die Schriften des *Nationalkomitees Freies Deutschland* interessiert und kam zu allen Vorträgen der kommunistischen deutschen Emigranten, in welchen diese Deutschen ihre Vorstellungen von dem neuen, dem ganz anderen Deutschland den Internierten vortrugen. Da der junge Mann sich für Stalin begeisterte, entschieden die kommunistischen deutschen Funktionäre, ihn in die Zentrale des deutschen Nationalkomitees zu schicken, das in einem Erholungsheim der Eisenbahngewerkschaft in Lunjowo residierte. Ein bekannter Journalist, Rudolf Herrnstadt, der etwas jünger war, aber bereits eine leitende Position in der politischen Führung der Roten Armee innehatte, unterrichtete ihn dort und erreichte, dass aus dem glühenden Anhänger der Nationalsozialisten in wenigen Monaten ein begeisterter Bewunderer Stalins wurde, der zudem seine neugewonnene Überzeugung so offen und leidenschaft-

lich vertrat, dass Arthur Pieck, ein Deutscher und Hauptmann der Roten Armee sowie Leiter des Nationalkomitees, ihn zu seinem persönlichen Sekretär ernannte.

Nach dem überraschend erfolgreichen Großangriff der Fünften Stoßarmee, die unter Generaloberst Nikolai Bersarin im Kampf um Berlin die letzte große Schlacht des Zweiten Weltkrieges siegreich beendete, wurde Bersarin der erste Berliner Stadtkommandant. Bereits am fünften Mai wurde Arthur Pieck nach Berlin eingeflogen, um dem Stadtkommandanten als Dolmetscher und Berater beizustehen. Pieck bestand vor dem Abflug darauf, dass ihn sein Sekretär Johannes Goretzka begleitete, der auf einem Moskauer Bauernmarkt einen Krückstock erstanden hatte, der kunstvoll aus dem Ast einer Mooreiche geschnitzt war und einen so stabilen Eindruck machte, dass er notfalls auch als schlagkräftiger Knüppel geeignet schien.

Arthur Pieck und sein Sekretär Goretzka arbeiteten sechs Wochen als Helfer von Bersarin, bis der Generaloberst Mitte Juni bei einem Zusammenstoß mit einem LKW-Konvoi auf seinem Motorrad tödlich verunglückte und der daraufhin ernannte neue Stadtkommandant, General Alexander Gorbatow, seinen eigenen Assistenten und Dolmetscher ins Amt mitbrachte. Pieck wurde in den neu gegründeten Magistrat von Groß-Berlin versetzt, und er sorgte dafür, dass Johannes Goretzka für drei Monate in das sowjetische Zentrallazarett Beelitz kam, damit sein vom Wundbrand befallenes Bein von einem Spezialisten behandelt und die provisorische Prothese, die ihm noch während des Krieges in dem Sammellager für deutsche Kriegskrüppel angepasst worden war, durch ein orthopädisch korrektes Teil ausgewechselt werden würde. Anschließend delegierte ihn die Parteileitung zu einem eineinhalbjährigen Studium der marxistisch-leninistischen Wirtschaftswissenschaften.

Johannes Goretzka, der noch in der Sowjetunion Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands geworden war, ließ sich ein Jahr nach Kriegsende das Mitgliedsbuch der neu gegründete Einheitspartei geben, der SED. Ende neunzehnhundertsechszwanzig wurde er Abteilungsleiter in dem in Gründung befindlichen Ministerium für Schwermaschinenbau. Noch keine vierzig Jahre alt und versehen mit dem in Aachen erworbenen Titel Dr. Ing. für Hüttenwesen und Erzbergbau sowie dem Diplom eines verkürzten Zusatzstudiums der sogenannten *Wirtschaftswissenschaften ML*, hatte er nun Menschen anzuleiten, die bestens ausgebildet und erfahren waren und bereits seit Jahren und Jahrzehnten als Ökonomen gearbeitet hatten. Er lernte rasch, fehlende Fachkenntnisse durch einen Hinweis auf seine leitende Funktion auszugleichen oder durch einen Verweis auf seine Mitgliedschaft in der Einheitspartei.

Im Mai neunzehnhundertsiebenundvierzig lernte er Yvonne Lebinski kennen. Am dritten Sonntag des Monats, einem sonnigen, fast sommerlichen Tag, war Yvonne mit der dreijährigen Kathinka zum Müggelsee gefahren, um zu baden und mit ihr durch das kleine Wäldchen zu dem Ausflugslokal zu wandern. Als sie in der überfüllten Gaststätte Fassbrause für sich und das Mädchen bestellen wollte und nach freien Plätzen suchte, waren lediglich an einem Tisch, an dem ein einzelner Mann saß, noch zwei Klappstühle frei. Yvonne fragte, ob es erlaubt sei, Platz zu nehmen. Der Mann nickte freundlich und las weiter in einer Broschüre. Doch bald erheiterten ihn die spaßig altklugen Bemerkungen des kleinen Mädchens so sehr, dass er seine Broschüre zuklappte und mit dem Kind ein Gespräch begann. Er stellte sich dann sehr förmlich der Mutter der Kleinen vor, wobei er aufstand, aus seiner Briefftasche eine Visitenkarte entnahm und diese Yvonne überreichte.

Auf der goldumrandeten Karte stand unter seinem Namen Johannes Goretzka die private Adresse und die eines Ministeriums, was Yvonne überraschte. Mehr aber als der pompöse Titel beeindruckte sie, dass dieser Mann überhaupt Visitenkarten besaß und verteilte. Das hatte sie seit Kriegsbeginn nicht mehr erlebt und es schien ihr wie ein Zeichen aus einer anderen, einer versunkenen Welt. Einer unwiederbringlichen Welt. Einer Welt von gestern.

Der Mann erkundigte sich, ob er sie und ihre Tochter zu einem Mittagessen einladen dürfe. Als sie zögernd nickte, fragte er, wann sie am kommenden Samstag Arbeitsschluss habe, und verabredete sich mit ihr für diesen Tag um dreizehn Uhr. Er ließ sich seine Visitenkarte noch einmal von ihr geben und schrieb ihr die Adresse der Gaststätte auf, ein, wie er sich ausdrückte, sehr gutes Lokal in der Johannisstraße.

»Und du kommst auch mit, nicht wahr?«, sagte er zu dem kleinen Mädchen, als er aufstand und sich mit einer Verbeugung verabschiedete.

Am Sonnabend beendete Yvonne auf die Sekunde genau ihre Arbeit, holte ihre Tochter ab, die den Vormittag bei ihren Eltern verbracht hatte, und war pünktlich um ein Uhr Mittag an der angegebenen Adresse. Allerdings sah sie dort keine Gaststätte und nichts, was auf ein Lokal hinwies. Sie zog die Visitenkarte heraus, um noch einmal den Straßennamen und die Hausnummer zu vergleichen, und da sie genau vor dem angegebenen Haus stand, war sie ratlos und verwirrt. Sie öffnete die schwere Eingangstür zu dem vierstöckigen Haus und stand vor einer Pförtnerloge, in der ein älterer Mann saß, der sie fragend ansah. Yvonne sagte, dass sie eine Gaststätte suche, die sich genau hier in diesem Haus befinden solle.

Der Pförtner schüttelte den Kopf. »Nee, nee, junge Frau, da

irren Sie sich. Hier gibt es keine Gaststätte. Oder haben Sie an dem Haus irgendein Schild für ein Lokal gesehen?»

»Entschuldigen Sie bitte. Dann wurde ich falsch informiert«, sagte sie verwirrt, griff nach der Hand ihrer Tochter und verließ das Haus.

»Nun weiß ich auch nicht weiter. Dieser Herr hat sich wohl einen Scherz mit uns beiden Dummerchens erlaubt«, sagte sie vor der Tür zu ihrer Tochter, »dann gehen wir mal nach Hause, damit ich uns was Feines koche.«

Schon den ganzen Tag war der Himmel über Berlin mit einem gleichmäßigen Grau überzogen, das sich zum Mittag hin verdüsterte. In dem Moment, als sie auf die Straße traten, begann es plötzlich so heftig zu regnen, dass sie ihre Tochter zurückzog und unter dem Türbogen stehen blieb, um den Schauer abzuwarten. Sekunden später hielt ein Auto vor dem Haus, Johannes Goretzka stieg aus, eilte auf sie zu und entschuldigte sich, dass er sich um zehn Minuten verspätet habe.

»In buchstäblich letzter Sekunde kamen noch zwei Telegramme an, die rasch beantwortet werden mussten. Doch nun wollen wir essen gehen. Und ich hoffe, Kathinka, du hast einen großen Hunger mitgebracht.«

»Aber hier ist keine Gaststätte. Der Pförtner hat mir gesagt ...«

»Ach was. Kommen Sie.«

Er öffnete die Tür, ließ die beiden eintreten und ging vor ihnen an der Pförtnerloge vorbei, wobei er eine kleine Klappkarte aus der Tasche zog und sie kurz vorwies. Der Pförtner nickte grüßend.

Goretzka bat seine Gäste, ihm zu folgen. Er ging in den linken Flur und öffnete die letzte Tür und bat sie lächelnd und mit einer einladenden Handbewegung einzutreten.

Nun waren sie tatsächlich in einer Gaststätte. Es war ein großer Raum mit mehreren Tischen. Ein Durchgang führte zu einem weiteren Gastraum. Alle Tische waren weiß eingedeckt, mit Servietten, Besteck sowie Wasser- und Weingläsern. An fast allen Tischen saß nur eine Person, und nur an einem einzigen der Vierertische saßen drei Männer. An keinem der Tische saß eine Frau.

Ein Kellner kam sofort auf sie zu, begrüßte sie und führte sie dann zu einem Tisch, der offenbar für sie reserviert war. Er rückte ihnen die Stühle zurecht und fragte, ob er für das kleine Mädchen einen Kinderstuhl holen solle oder ein Sitzkissen. Dann nahm er die auf dem Tisch ausliegenden Speisekarten in die Hand, öffnete sie und überreichte sie ihnen.

»Was ist das für eine seltsame Gaststätte, Herr Goretzka? Etwas geheimnisvoll.«

»Nein, nein, kein Geheimnis. Es ist gewissermaßen eine Kantine der Ministerien. Zugegeben, eine Edelkantine, daher musste ich beizeiten vorbestellen.«

»Eine Kantine? Für alle Mitarbeiter der Ministerien?«

»Nun, nicht für alle. Diese beiden Räume wären dafür viel zu klein. Sagen wir, für die leitenden Funktionäre. Ab Staatssekretär aufwärts. Eine Ministerkantine sozusagen. – So, und nun wählen Sie bitte etwas. Für sich selbst und die Kleine.«

Auf der Speisekarte waren nur wenige Gerichte aufgeführt, zwei Suppen, drei Hauptgerichte und zwei Desserts. Yvonne war überrascht, wie preiswert alles war, so billig hatte sie noch nie in einer Gaststätte essen können. Sie wählte für sich eine Roulade, für Kathinka bestellte sie den Nudel-Teller, bat aber, ihrer Tochter eine fleischlose Soße statt des Gulaschs zu servieren.

»Und zu trinken?«, fragte Johannes Goretzka, »trinken Sie

mit mir ein Glas Wein? Für Kathinka bestelle ich eine Brause. Einverstanden?»

»Ja, bitte. Aber nur ein Glas Wein.«

Sie mussten nicht lange auf das Essen warten, und der Kellner servierte ihnen die Teller und den Wein fast ehrerbietig.

Johannes Goretzka war bemüht, Yvonne zu unterhalten, und erzählte ihr von seiner Arbeit als Abteilungsleiter in dem staatlichen Komitee für Schwermaschinenbau, das in ein oder zwei Jahren zum Ministerium für Schwermaschinenbau in der Sowjetischen Besatzungszone hochgestuft werden sollte und in dem er dann wohl zum Staatssekretär ernannt werden würde. Mit besorgter Miene schilderte er ihr, mit welcher brutalen und menschenverachtenden Anschlägen die Aufbauarbeit ihres Komitees von Agenten und Saboteuren behindert werde.

»Es ist ein neuer Krieg, Frau Yvonne, der da kommt, ein Krieg zwischen Ost und West«, sagte er eindringlich, »und wieder ein Krieg auf Gedeih und Verderben.«

Yvonne hörte ihm schweigend zu, sie konnte zu alledem nichts sagen. In ihrem Büro sprach man nie von der Politik, und weder sie noch eine der Sekretärinnen las eine Zeitung. Die Gesprächsthemen waren die Informationen über Geschäfte mit Sonderlieferungen, über Ladenbesitzer, die ein offenes Ohr für bedürftige junge Frauen hatten, und Adressen von Bauern der umliegenden Dörfer, die für Schmuckstücke und wertvolle Kleidung bereit waren, Mehl oder gar Fleisch abzugeben.

Ab und zu wandte sich Goretzka an Kathinka, versuchte sie mit einem Kindervers zu erheitern und zeigte ihr kleine Kunststücke, die ihm mit seiner Streichholzschatulle mit wechselndem Erfolg gelangen. Das kleine Mädchen schaute seinen Bemühungen interessiert zu, sah ihm immer wieder ins Gesicht,